

1922

Nro. 53.

Wittwoch, 3. Juli.

1833.

# Der Spiegel



**Kunst, Eleganz und Mode.**

Sechster Jahrgang.

Halbjährlicher Preis 4 fl., postfrei 5 fl. Auf Wellpapier mit ersten Kupferabdrücken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M. — Man pränumeriert im Kommissionsamt zu Wien, in Z. Tomala's Kunsthandlung in Pests und bei allen k. k. Postämtern.

## Drei Schreckentage auf Labrador.

Der Posten, wo wir uns wegen der Robbenjagd und des Pelzhandels niedergelassen hatten, lag im Nordwesten Nordamerikas an dem Ufer eines kleinen, nur etwa sechszehn (engl.) Meilen breiten Sees. Das Wasser dieses Sees entladet sich mittelst eines Flusses in einen andern größern See, und dichte Wälder bedecken die umliegende Gegend. Eines Nachmittags nahm ich meine Flinte, und ging in der Absicht aus, einige Stück Wildpret zu schießen. Obgleich wir bereits Frühling hatten, war dennoch der ganze See noch zugefroren, weil der Winter außerordentlich streng gewesen war. Ich bemerkte über mir ein Volk wilder Enten und eilte ihnen entgegen, weil ich gewiß erwartete, sie würden sich herunterlassen. Der Wind blies ziemlich heftig, außerdem war das Wetter recht angenehm. Ich hatte desto mehr Ausdauer bei der Verfolgung des Wildes, da eine leichte Schneedecke auf dem Eise den Gang sehr unterstützte. Endlich bekam ich die Enten zum Schusse; zwei fielen. Die Eine hob ich sogleich auf, nach der Andern, die, leicht verwundet, vor mir herhüpfte, lief ich, bemerkte aber nach einigen hundert Schritten zu meinem großen Erstaunen, daß das Eis an mehreren Stellen zwei bis drei Zoll hoch mit Wasser bedeckt war. Ich hielt sogleich an, denn es fing an zu thauen, und ich wußte, daß in Amerika das Eis dem Wechsel der Jahreszeit sehr schnell weicht.

Die dichten Wolkenmassen, welche noch vor wenigen Augenblicken schnell am Himmel hinzogen, fingen an sich zusammenzuballen.

Bald folgte ein starker Regen auf dicke, große Schneefloken; dann neigte sich der Tag, und ich konnte das Ufer nicht mehr erkennen. Ich sah mich überall um, um den rechten Weg wiederum zu finden, aber die Finsterniß nahm immer zu, und die Stille der einsamen Gegend wurde nur durch das Geschrei unterbrochen, welches der verwundete Vogel von Zeit zu Zeit ausstieß. Es schien, als ob die ganze Natur in gespannter Erwartung auf etwas Großes harre. Ich wagte weder vorwärts noch rückwärts zu gehen, als sich mit einmal ein Geräusch hören ließ, das sich allmählig der Stelle näherte, wo ich bewegungslos stand. Auf den wiederholten Donner, auf dumpfes, unregelmäßiges Gemurmel folgte ein Krachen und Prasseln, als zerprängen die Felsen. Ich fühlte mit Schauern das Eis unter meinen Füßen wanken, einige Augenblicke später riß es krachend auseinander, das Wasser des Sees quoll schäumend aus der Öffnung hervor, und bald war Alles ringsum überschwemmt.

Noch einmal versuchte ich zurückzukehren und glaubte auch den rechten Weg eingeschlagen zu haben, als ich plötzlich vor einer schwarzen Stelle im Eise stand, die man öfters findet, und ich wiederum nicht weiter konnte. Ich ging langsam und vorsichtig um die gefährliche Stelle herum und entschloß mich, als ich wieder ruhiger und gefasster geworden war, nicht eher weiter zu gehen, bis ich die Richtung ausfindig gemacht hätte, die ich einschlagen müsse, um der drohenden Gefahr zu entgehen. Aber welchen Weg sollte ich gehen? Vergebens bemühte ich mich, das Ufer zu erkennen, nur das Rauschen des Windes in den Zweigen der Bäume verrieth mir, daß das Land nicht weit entfernt sein könne. Von Zeit zu Zeit kam ein heftiger Windstoß mit Schnee, Hagel und Regen, führte mich in vollständige Dunkelheit, führte mich, wie aus böser Absicht, irre, und brachte mich fast zur Verzweiflung. Ich schloß mehrmals meine Flinte ab, in der Hoffnung, diese Nothschüsse würden mir Jemanden von dem Vosten zu Hilfe bringen -- vergeblich.

Der Sturm wurde immer heftiger und bisweilen klang das Bersten des Eises wie ferner Donner. Angst und Müdigkeit machten mich schwindelig; ich warf die Flinte weg, lief gegen Wind und Wetter, und fühlte dabei einen wahren Genuß, so gegen das Unwetter zu kämpfen. Ueberall prasselte das Eis unter meinen Füßen, ich sah den Tod vor Augen, ich mochte bleiben oder fliehen wollen.

Unterdessen wurde es völlig Nacht. Erschöpft von Mattigkeit und der verzweifelnden Angst, die mir das Herz füllte, hüllte ich mich in meinen Mantel und streckte mich auf das Eis, welches das Wasser zu zerstoren arbeitete. Gegen Mitternacht legte sich der Sturm, die

Wolken zerstreuten sich nach und nach, der Mond ging auf und ver-  
scheuchte das Dunkel, das seit Sonnenuntergang geherrscht hatte.  
Das Krachen des Eises dauerte ununterbrochen mehrere Stunden  
lang fort, bis ich es unter mir wanken und sich wiegen fühlte. Er-  
schrocken sprang ich auf, sah mich nach allen Seiten hin um, und be-  
merkte, daß der See bereits Wellen schlug. Da verdunkelten sich  
meine Blicke, Alles tanzte und flog vor meinen Augen vorüber. Das  
Pfeifen des Windes und das Knistern und Prasseln der aneinander  
stoßenden großen Eisschollen war furchtbar. Oft lehnten sich zwei  
große Massen aneinander, und machten dann eine Wand vor den nach-  
folgenden, die sich aber, gedrängt von andern, an den erstern empor-  
thürmten, und Pyramiden oder Berge von seltsamen Gestalten bildeten,  
welche im Dunkel immer größer und vielzähliger wurden und endlich,  
wie von einem Zauberstabe berührt, unter donnerndem Getöse ver-  
schwanden.

Die Eisscholle, worauf ich mich befand, war sehr groß und  
sehr dick. Andere Stüke hingen sich daran und schoben sich darauf,  
so daß sich ein 4 bis 6 Fuß hoher Hügel bildete, auf dessen Gipfel  
ich aufrecht stand und mit ängstlicher Besorgniß das Schauspiel be-  
trachtete, das vor meinen Augen vorging. Nach einiger Zeit erhob  
sich der Wind wieder mit erneuerter Heftigkeit, und trieb das Eis  
schnell gegen den untern Ausgang des Sees. Meine Unruhe und  
Angst nahm da ab; aber einmal bekam meine schwimmende Eissinsel  
einen so gewaltigen Stoß, daß ich das Gleichgewicht darauf verlor  
und beinahe in den See gefallen wäre. Nicht ohne Anstrengung gelang  
es mir, wieder auf den Gipfel des Eisberges zu klettern, und ich  
erkannte hierauf mit Freude, daß ich mich in der Strömung des  
Flusses befände. Das Wasser, welches mich vom Ufer trennte, war  
noch ungefähr 30 Toisen breit gefroren und nach einiger Zögerung  
sprang ich auf diese glatte Fläche. Ich wagte beim Gehen das Eis  
kaum zu berühren, aus Furcht, es ebenfalls nachgeben zu müs-  
sen, und gelangte endlich gesund und wohlbehalten ans Land.

Der Tag fing an zu grauen, ich sah aber keine Spur von  
Menschen und Thieren. Ungeheure Wälder dehnten sich weit hin  
vor mir aus, und aus Furcht, mich zu verirren, wagte ich nicht  
hineinzutreten. Ich folgte dem Ufer der Flusses und bemerkte nach  
einem halbstündigen Gange eine Rauchsäule, die sich über die Bäu-  
me des Waldes erhob. Sogleich wandte ich meine Schritte nach dieser  
Richtung, und bald sah ich eine Gruppe Indianer um ein großes  
Feuer kauern. Sie nahmen mich mit nicht eben ermutzigender Gleich-  
giltigkeit auf, ich nahm aber dennoch Platz in ihrem Kreise und

rebete sie in den verschiedenen Mundarten an, welche ich verstand. Bald machte ich mich auch wirklich verständlich, und erzählte ihnen das Abenteuer, welches mich zu ihnen geführt habe. Nach Beendigung meiner Geschichte nahmen sie die Pfeifen aus dem Munde und sahen mich mit ungläubigen Geberden an. Ich fühlte gewaltigen Hunger und ersuchte sie um etwas zu Essen. Nach einer kurzen Berathung gaben sie mir etwas Pemican, aber mit sichtbarem Widerwillen, der keineswegs zu der wohlwollenden Gastfreihait paßte, welche die Indianer zu üben pflegen.

Die Gruppe Indianer bestand aus fünf Männern, zwei Weibern und zwei Kindern, welche träge um das Feuer herumkauernten, und auch nicht einen Versuch zum Unterhalten machten. Ich saß da, in düstern Gedanken versunken. Einer der Indianer bestete einen so langen forschenden Blick auf mich, daß ich anfing besorgt zu werden. Der Indianer schien mich zu kennen, obgleich ich mich nicht erinnern konnte, wo ich ihn gesehen haben sollte.

Am Nachmittage schickten sich die Indianer zum Weiterwandern an, brachen endlich auf, ohne ein Wort zu sagen, und ich merkte bald, daß sie sich nicht darum kümmerten ob ich mitgehe. Ich trat deshalb auf den Vorausgehenden zu, sagte ihm, ich wolle ihnen folgen, weil ich nicht wüßte, wo ich mich befände und allein in dem Walde nicht bleiben möge. Der Indianer blieb sogleich stehen, sah mich starr an und fragte schnell: „wo ist deine Flinte? wo ist dein Messer? wo ist dein Tomahawk?“

„Ich habe sie auf dem Eise verloren,“ antwortete ich.

— „Hüte dich,“ fuhr der Indianer fort, „den großen Geist durch deine Lügen zu erzürnen. Dieser Mann da weiß, wer du bist“ und er zeigte auf den Indianer, der mich so genau betrachtet hatte. „Wir wissen, wer du bist. Du bist gekommen, um mit uns zu handeln, und ohne Zweifel sind deine Gefährten in der Nähe versteckt. Entferne dich. Die Erfahrung hat uns die weißen Männer fürchten gelehrt. Wir wollen weder verrathen noch von euren geistigen Getränken heraufsch sein. Entferne dich, und Keiner von uns wird dir etwas zu Leide thun.“

Ich wußte nicht, was ich auf diese Anrede antworten sollte; ich wiederholte meine Erzählung, betheuerte die Wahrheit meiner Worte und versicherte, ich hätte keine Gefährten und nie die Mittel gehabt, den Indianern zu schaden. Der Wilde hörte mich ruhig an, und schien an die Wahrheit meiner Versicherungen zu glauben. Der junge Mann, von dem ich bereits gesprochen, trat nun vor und sagte: „Der Fremde möge mit uns gehen; der Schatten meines Va-

ters würde mich schelten, wollte ich ihn hilflos verlassen. Folgt einmal nur dem Rathe Thalaverentes.“ Da machte der erste Indianer ein Zeichen mit der Hand, um mir anzuzeigen, daß ich ihm folgen könne, und sogleich brach der ganze Trupp auf.

Obgleich ich durchaus keine Spur von einem betretenen Wege entdecken konnte, so führte uns unser Anführer doch ohne Zögern mitten durch den dichtesten Wald hindurch; wenn er auch einmal langsamer ging und die Bäume einige Augenblicke betrachtete, so setzte er doch den Weg bald wieder mit der frühern Schnelligkeit fort. Niemand sprach ein Wort und das Rascheln der Blätter unter unsern Füßen war das alleinige Geräusch, das die Stille dieser Einöde störte. Obgleich nun von der Furcht, Hungers sterben zu müssen, erlöst, konnte ich doch nicht ohne Besorgniß an meine Lage denken; denn die Hoffnung, zu unserm Posten zurückzukehren, schien immer weiter in den Hintergrund zu treten. Außerdem war ich ungemein ermüdet, und obgleich die Schwierigkeiten und Hindernisse des Weges die Müdigkeit noch immer höher trieben, so konnte ich doch noch nicht daran denken, zurückzubleiben und auszurufen, weil ich fürchten mußte, die Indianer aus dem Gesichte zu verlieren.

(Beschluß folgt.)

#### Der Hirt und die Tigerin.

Herr von Weech sagt in seiner höchst interessanten „Reise über England und Portugal nach Brasilien n. s. w. während der Jahre 1823—27. (München, 1831, 3 Bände.) — „Vor ungefähr vierzig Jahren“ — erzählte ein alter Hirt in den Pampas — „gehörte es zum guten Tode der Reichen in Buenos Ayres, vor dem Eingange ihrer Wohnungen einen Tiger, der in einem eisernen Käfige gehalten wurde, zu halten. Diese Bestien bereits erwachsen lebendig zu fangen, war zu gewagt. Man suchte daher in ihren Raubnestern nach den Jungen, welche so gut bezahlt wurden, daß sich die Gefahr, der man sich aussetzte, reichlich lohnte. Um zu den Tigerhöhlen zu gelangen mußte man natürlich den Augenblick wahrnehmen, wenn die Mutter, auf Raub ausgehend, ihre Jungen verließ. Dies mußte übrigens mit außerordentlicher Vorsicht geschehen, da der Sieger mit dem Rathe des Stieres, die Schlaueit der Kaze verbindet. Einer meiner Gefährten hatte mich mit einer Höhle bekannt gemacht, in welcher ein Tigerweibchen fünf Junge säugte, und ich hatte nun

keine Ruhe mehr, bis sie in meiner Gewalt waren. Zuerst erspähte ich den Weg den sie täglich nahm, und erkundschastete die Stunde, zu welcher sie die Höhle verließ, um Nahrung zu suchen. Dann habnte ich mir, auf der entgegengesetzten Seite, einen geräumigen Weg durch das hohe Gras und wagte, mich ihrem Aufenthalte allmählig zu nähern. Als ich endlich so nahe gekommen war, daß ich den Ausgang der Höhle vollkommen übersehen konnte, ließ ich meinen berittenen Gefährten mit meinem Pferde in einer gewissen Entfernung halten, versah mich mit einem Saie, in welchen ich die Jungen zu stecken gedachte, und als ich überzeugt war, daß die Tigerin die Höhle verlassen habe, eilte ich in vollem Laufe auf letztere zu, und fand auch wirklich zwei ihrer Jungen vor dem Eingange liegen. Sie befanden sich augenblicklich in dem Saie. Mehr Mühe hatte ich, der übrigen habhaft zu werden, da der Eingang der Höhle sehr eng war und die Kleinen sich in den Hintergrund drängten. Ich sah wohl ein, daß ich keine Zeit mehr zu verlieren hatte, und eilte daher so sehr ich konnte, mein Pferd zu erreichen, obwohl zu spät. Das Angstgebrüll der ergrimnten Mutter, welche bereits bei ihrer Wohnung angekommen war und ihre Jungen vermiste, verkündete mir die herannahende Gefahr. Ich hatte mich kaum auf mein Pferd geschwungen, so war die Tigerin auf unserer Spur. Mein edles Thier machte unglaubliche Anstrengungen, aber die Wuth schien unserer Verfolgerin Flügel zu geben. Wir beschlossen nun, uns zu trennen, um sie in der Verfolgung irre zu machen. Aber die Schärfe ihrer Organe bezeichnete ihr den wahren Feind. Ich spürte sie bereits auf meiner Fährte und beschloß nun, ihr ein Junges nach dem Andern zuzuworfen. Aber ehe ich das Zweite aus dem Saie ziehen konnte, hatte sie mich mit einem schrecklichen Saie erreicht, dessen Festigkeit mich und mein Pferd zu Boden warf. Zu allem Glük kam ich unter dasselbe, ohne Schaden zu leiden und hielt der Tigerin, die fürchterlich um sich herumbiß, stets den Saie mit ihren Jungen entgegen, bis es ihr gelang, ihn mir vom Leibe zu reißen. Bei dieser Gelegenheit faßte ihr schreckliches Gebiß meine linke Hand und wie Sie sahen, Cavalleros, ist mir nichts davon übrig geblieben, als dieser verkümmelte Finger. Sobald die Tigerin ihre Kleinen hatte, ließ sie augenblicklich von mir ab. Mein Freund zog mich unter dem schwer verletzten Pferde hervor und ich kehrte, gewizigt, kein Nest dieser Art mehr auszunehmen, nach meiner Wohnung zurück.

---

### Der Niagara fall.

Die fünf großen Seen in Nordamerika, der Ober-, Huronen-, Michigan-, Erie- und Ontariosee, stehen unter einander in Verbindung, und ihr Wasserüberschuß bildet den gewaltigen Lorenzfluß, der sich in das atlantische Meer ergießt. Der Strom, welcher den Erie- und Ontariosee verbindet, und ungefähr 6 deutsche Meilen lang ist, heißt der Niagara, und bildet den größten Wasserfall in der bekannten Welt, nebst zwei andern kleinern. Diesen hier abgebildeten großen Niagarafall, der nordwestlichste, nennt man gewöhnlich den Hufeisenfall, weil er etwas Aehnliches mit der Gestalt eines Hufeisens haben soll. Die ungeheure Wassermasse stürzt hier in einer Breite von 2228 Fuß senkrecht 160 Fuß in die Tiefe mit einer solchen Gewalt hinab, daß der Erdboden umher davon erbebt und man das Getöse davon 5 Meilen weit hört. Die drei, neben einander liegenden Fälle, sind durch Inseln getrennt. Aus dem Falle, besonders dem großen, steigt fortwährend eine ungeheure Dunst- und Nebelwolke in die Höhe, die man in großer Entfernung sieht.

Besteigt man den Tafelfelsen am Rande des Hufeisenfalles, so genießt man eine freie herrliche Aussicht über das furchtbare Schauspiel, das einzige dieser Art in der Welt. Alle Reisende stimmen darin überein, daß man sich im Anfange mehrere Minuten von dem Erstaunen nicht erholen kann und es einer Zeit zur Sammlung bedarf, um sich einen Begriff von der Szene machen zu können.

Wehe dem unglücklichen Boote, das der Strudel an den Rand des Abgrunds reißt! Er zerschmettert Alles, was in seinen Bereich kommt, Thiere, die über denselben durch den Fluß schwimmen wollen u., und deshalb schwärmen fortwährend eine große Anzahl Raubvögel um den schäumenden Fall, um sich an den Opfern zu laben.

### G e w o h n h e i t.

Der preuß. Major v. B. zu Anspach hatte, wie ehemals sehr gewöhnlich war, eine an einem andern Garnisonsplatze liegende Stabskompagnie, die er indessen der Formalität wegen alle Jahre einmal selbst exerciren ließ. Bei einem solchen Exercitium ereiferte sich einst der Chef ungemein. „Müller! will er den Hut ordentlich setzen?! Müller, ihm sollen 10 Schöke Donnerwetter auf den Kopf fahren, wenn er nicht aufpaßt! Müller, wie hält er's Gewehr! Müller, ich laß ihn hauen, daß ihm die Rippen krachen, wenn er nicht gerade steht! u. s. w. So ging es ununterbrochen fort. Der

Oberleutenant ward ganz verlegen. In der ganzen Kompagnie war ihm weder ein Soldat des Namens Müller bekannt, noch konnte er selbst bei irgend einem Andern die so heftig getadelten Fehler entdecken. Er äußerte seine Verwunderung gegen den alten Feldwebel. „Haltens zu Gnaden,“ antwortete dieser, „ich will Ihnen aus dem Traume helfen. Es stand eine Zeitlang ein gewisser Müller bei der Kompagnie, welcher dem Herrn Major einen derben Verweis zugezogen hatte. Von der Stunde an geruhten der Hr. Major, sich bei jeder Gelegenheit an demselben zu reiben, wollten auch heute ihren Groll ein wenig auslassen, und haben freilich nicht daran gedacht, — daß der Kerl schon vor zwei Jahren verabschiedet worden ist!“

#### M i s z e l l e n.

Paris. Ein Wächter aus den Vogesen, Namens Apel, reiste mit seinen 3 Söhnen, von denen der älteste 17 Jahre alt war, im vorigen Monate nach Paris, um von da aus über Havre nach Amerika zu gehen. Unterwegs hatte sich ein Mann, angeblich ein Lothringer, zu ihnen gesellt, der ebenfalls nach Amerika zu wollen vorgab, und in Paris mit ihnen in demselben Gasthof logirte. Gleich nach ihrer Ankunft kam ein Engländer, wie er sich nannte, zu ihnen, der sich gegen Apel erbot, ihm sein Silbergeld, das 2700 Fr. betrug, gegen Gold umzusetzen. Während Apel das Geld aufzählte, ging der Lothringer mit dem ältesten Sohn fort, um ihm eine Mütze zu kaufen. Sogleich fiel nun der Engländer über den Wächter her, schlug ihn zu Boden und entfloh mit den 2700 Frkn. Apel machte, sobald er wieder zu sich gekommen war, dem Polizeikommissär die nöthige Anzeige, wartete aber den ganzen Abend auf seinen Sohn und den Lothringer; endlich fand er am andern Morgen die Leiche des Ersteren mit Stichwunden bedekt im Leichenschauhause; Matrosen hatten den todtten Körper aus der Seine dahin geschafft. Die Polizei ist den ruchlosen Mördern auf der Spur. B.

Metz. Hier stürzte sich vor einigen Tagen ein Soldat durch ein Fenster des Militärspitals auf das Pflaster herab, ohne sich Schaden thun. Er stand ruhig auf, ging, als wäre nichts geschehen, zum Mittagessen, und versuchte sogleich nach Tisch seinen Sprung zum Zweitemale durch ein anderes Fenster. Diesmal zerschmetterte er sich fürchterlich, und blieb auf der Stelle todt. H. B.